LIBRARY OF PRINCETON
FEB 9 1932
THEOLOGICAL SEMINARY

Ueber die Thierseele.

Vortrag

in der

Philosophischen Gesellschaft zu Berlin

am

26. Juni 1886

gehalten von

Lic. Dr. **Friedrich Kirchner.**

Halle a. S.
C. E. M. Pfeffer (R. Stricker).
1890.

Ueber die Thierseele.

Vortrag,

in der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin am 26. Juni 1886 gehalten von

Lic. Dr. **Friedrich Kirchner.**

M. H.! Das Thema, dessen Besprechung ich mir vorgesetzt habe, ist gewiss eins der interessantesten, aber auch schwierigsten. Jeder Mensch, besonders der für Philosophie Empfängliche hat sich wohl schon oft die Frage vorgelegt: Haben die Thiere eine Seele? Haben sie alle eine? Wie ist diese beschaffen im Verhältniss sowohl zum Menschen als auch zu den andern Thieren und zu den Pflanzen? Aber wer sich mit diesen und ähnlichen abgiebt, bemerkt alsbald die grosse Schwierigkeit ihrer Beantwortung.

Bevor wir selbst daran gehen, wollen wir mit wenigen Worten anf die verschiedene Stellung zurückblicken, welche die Menschen zu unserer Frage nach einander eingenommen haben. — In der ältesten Zeit, wo Poesie, Naturbetrachtung und Religion noch ungeschieden waren, betrachteten die Menschen, ganz wie unsere Kinder es thun, die Thiere als Wesen ihres Gleichen, ja als Höheres. Sie verkehrten mit ihnen brüderlich oder widmeten ihnen, wenn sie den Menschen besonders furchtbar erschienen, Cultus. Alle Religionen, welche ja aus uralter Zeit stammen, stehen ihnen freundlich gegenüber. Die Bibel ist reich an Stellen, welche die Thiere als Geschöpfe Gottes, für die er auch sorgt, der Pflege des Israeliten empfehlen; sie sind zwar dem Menschen unterworfen, aber er hat auch Pflichten gegen sie. Denselben werden viele seelische Eigenschaften zugeschrieben, weshalb der Mensch, ja Gott selbst oft mit ihnen verglichen wird. Römer 8, 19 wird sogar behauptet, das ängstliche Harren der Creatur warte auf die Offenbarung der Kinder Gottes, womit also Paulus die Thiere (denn von ihnen allein kann hier die Rede sein) zu einer moralisch-mystischen Gemeinschaft mit den Menschen zusammenschliesst. — Der Naturalismus der Inder und Aegypter stellt die Thiere den Menschen gleich,

wenn nicht höher als sie. In ihnen haben sich die Götter verkörpert; durch sie muss der Mensch in der Metempsychose hindurch. Jedenfalls hatten diese Völker also die Aehnlichkeit der Thiere mit den Menschen überhaupt und mit manchen besonders beobachtet. Dieser Beobachtung zum Theil, aber mehr noch der Furcht und Liebe, welche man gewissen Thieren entgegenbrachte, verbunden mit der tiefen Erkenntniss, dass sich Gott in allem Lebendigen offenbare, führte zur Zoolatrie. Dazu kam gewiss noch die Annahme, dass manche Thiere, besonders die Vögel und die Pferde, die Zukunft vorher wüssten. —

Die älteren Philosophen haben eine ziemlich hohe Meinung von den Thieren, so Thales, Anaximander, Pythagoras und Anaxagoras; Plato betonte den Unterschied zwischen Mensch und Thier im allgemeinen, aber erst Aristoteles hat ihn wissenschaftlich untersucht. Er zuerst schreibt den Thieren ausdrücklich eine Seele zu und verfolgt das Wesen der Seele überhaupt durch die verschiedenen Stufen der Organismen. Er vindizirt den Thieren sinnliche Wahrnehmung, Gedächtniss, Vorstellen, Lust und Schmerz und eine Art von Denken (de anima II, 1. 5. 12.). Auch giebt er in seiner Zoologie eine Fülle feiner Beobachtungen. Seine Nachfolger auf diesem Gebiet: Plinius, Plotin, Porphyrius, Celsus und Aelian habe zwar eine hohe Meinung von den Thieren, bringen aber soviele unkritische Anekdoten vor, dass ihre allgemeinen Sätze dadurch sehr verlieren.*)

Das Mittelalter beschäftigte sich gar nicht mit unserm Thema, theils weil es den Menschen zu hoch über das Thier stellte, theils weil ihm der Sinn für Naturstudien überhaupt abging. Erst seit dem 16. Jahrhundert treten einzelne Schriftsteller auf diesem Gebiet auf. Und zwar vertreten sie zweierlei Standpunkte: Entweder finden sie mit Aelian zuviel in den Thieren (so Gyll, Rorarius und Porta, der erste Physiognomiker), oder zu wenig (so Pereira und Cartesius). Pereira behauptete schon vor Cartesius, die Thiere seien bloss Maschinen; diese Behauptung suchte der Vater der neuern Philosophie mit dem Hinweis auf die Automaten und die Sprachenlosigkeit der Thiere zu erhärten und alle scheinbar seelischen Aeusserungen derselben aus mechanischen Vorgängen zu deuten.**) Denselben Standpunkt vertritt Malebranche Spinoza dagegen opponirt ihm, hält die Thiere für beseelt, der Vorstellungen, Empfindungen und Affekte für fähig, wenn sie auch durchaus vom Menschen verschieden seien.***) Aber erst Leibniz

---

*) Vgl. P. Scheitlin, Thierseelenkunde I. S. 35—143. Stuttg. u. Tüb. 1840.

**) Cartes. Epist. II, 2. I, 67 de Methodo § 29.

***) Spinoza, Eth. II prop. 13 schol. IV app. 26. III, 57 schol. V, 37 schol. 1.

hat auf Grund seiner Monadologie einen Wandel in der Lehre von den Thieren geschaffen. Er verwirft die rein mechanische Naturbetrachtung und hebt den Unterschied zwischen Lebendem und Leblosem, Organischem und Anorganischem auf. Auch die niedersten Wesen sind beseelt, geschweige die Thiere. Diese haben Vorstellung, Empfinden und Gedächtniss, doch sind sie nur Empiriker, sie haben kein Abstraktionsvermögen, sondern werden nur durch die Sinne und Erfahrung regiert. Seltsamer Weise spricht ihnen aber Leibniz die Fähigkeit, Freude und Schmerz zu empfinden ab (Théodicée III, 250). Ihre Seelen sind unvergänglich, doch sinken sie in den Schlummerzustand tieferer Monaden zurück.*)

An Leibniz knüpfen denn auch die zahlreichen Autoren des 18. Jahrhunderts an, welche für die Seele der Thiere eintraten, so Thomasius, Crousaz, G. F. Meier, der Verfasser der ersten systematischen Thierpsychologie (1750). Auf denselben Standpunkt stellten sich im ganzen Buffon, Condillac und Bonnet, welcher letztere die Thiere „beseelte Maschinen" nennt, und auch Gassendi, Locke und Hume legten ihnen seelische Eigenschaften aller Art bei.

Im Gegensatz dazu sprach ihnen Chr. Wolff Geistigkeit, Unsterblichkeit und Fähigkeit zur Glückseligkeit überhaupt ab, Kant, in der einen Stelle, wo er auf sie zu reden kommt**), das Vermögen zu urtheilen, und Hegel betont auch nur den absoluten Unterschied zwischen ihnen und uns.***) Schelling und seine Schule hingegen hebt die Analogie zwischen dem Thier und dem Menschen hervor. Die Knospe des Lichtwesens (der Pflanze) bricht im Thierreich auf; jede Thierklasse bezeichnet eine Entwicklungsstufe des Naturganzen, worin physiologische und psychologische Eigenschaften korrespondiren.†) Schellings Anhänger, besonders C. G. Carus, G. H. Schubert und Oken, haben sich eifrig mit der Thierpsyche beschäftigt. Seit Scheitlins Thierseelenkunde (1840) haben sich verschiedene Forscher in der vergleichenden Psychologie versucht.††)

Aber diese psychologischen Betrachtungen würden, unseres Erachtens, nicht genügt haben, die Sympathie den Thieren zuzuwenden, wenn nicht drei Faktoren, welche unsere Denkweise sehr beeinflussen, hinzugekommen wären, wir meinen den

---

*) Leibniz, Princ. de la nat. Erdm. 715. Nouv. Ess. II, 9, 14. II, 23. II, 11. Vgl. Fr. Kirchner, Leibniz' Psychologie. Köthen 1875.

**) Kant, Werke I, 72.

***) Hegel, Encycl. § 24, Zus. I. § 381.

†) Schelling, Ideen z. Naturphilos. 1807. Ueber die Weltseele 1809

††) So namentlich Flourens, Psychologie comparée 1865. C. G. Carus Vergleichende Psychol. Wien 1866). L. Büchner (Aus dem Geistesleben der Thiere 1877). Strümpell (Die Geisteskräfte des Menschen verglichen mit denen der Thiere 1878. J. Lubbock, Ameisen, Bienen und Wespen. 1883. H. Schneider, Der thierische Wille. 1884.

Materialismus, Pessimismus und Darwinismus. Diese drei vorwiegend metaphysischen Grundanschauungen stimmen darin überein, dass sie die Kluft zwischen Mensch und Thier auszufüllen bestrebt sind. Der Materialismus drückt den Menschen möglichst herab und erhebt andrerseits das Thier, um seine Leugnung von Geist, Freiheit, Gott und Unsterblichkeit zu begründen Der Pessimismus zieht die Thierwelt heran, damit er uns das grenzenlose Elend, welches auf allen Wesen lastet, plausibel mache. Der Darwinismus endlich behauptet, gestützt auf ein bedeutendes Material, die allmähliche Entwickelung der Organismen aus der einfachsten Form infolge des Kampfes ums Dasein, der Vererbung und Zuchtwahl. Dieser echtphilosophische Gedanke wird dann auf die menschliche Gesellschaft, auf die Moral und Religion angewendet und dadurch die Aufmerksamkeit für analoge Vorgänge im Leben der Thiere gelenkt. — Endlich mag auch der pantheistische Zug, der seit Spinoza, Schelling, Hegel und Göthe allen Gebildeten mehr oder weniger eignet, die Bereitwilligkeit, Mensch und Thier zusammenzustellen, mehren.

Wir werden nun zuerst versuchen, die Begriffe „Thier“ und „Seele“ klarzustellen; sodann zeigen, dass sich von den niedersten Thieren an Seele nachweisen lasse, um endlich den Unterschied zwischen den höchsten Thieren und dem Menschen hervorzuheben. —

Es ist nicht leicht die Unterscheidungsmerkmale von Thier und Pflanze aufzufinden. Beides sind Organismen, d. h. Naturganze, in welchen sich sämmtliche Theile gegenseitig als Mittel zum Zweck verhalten. Sie liegen nicht äusserlich neben einander, wie bei Mechanismen und Industrismen, sondern sie bilden einen einheitlichen Prozess, der sich von innen heraus entwickelt, durch Stoffwechsel erhält und dann fortpflanzt. Alle Organismen stellen sich als ein System von Kräften dar, das durch die in der Zelle angelegte Form spontan und zweckvoll herausgestaltet wird. — Beide, Pflanzen und Thiere, sind belebt, d. h. sie bestehen aus kleinen, rundlichen Zellen, und zwar aus ternär und quaternär zusammengesetzten Grundstoffen (organischen Radicalen), welche ausserhalb des Organismus leicht zersetzt werden, sich aber innerhalb desselben durch den Stoffwechsel verjüngen. Wenn auch der äusseren Anregung bedürftig, wachsen sie doch spontan von innen heraus durch Vervielfältigung und Umbildung der zelligen Gebilde gleichsam nach einem Typus. —

Als Unterscheidungszeichen kann man zunächst nicht die Form anführen; denn manche von ihnen sehen sich merkwürdig ähnlich, z. B. die Mantis religiosa (Gottesanbeterin) einem Blatte. Ebenso ändern manche Pflanzen, z. B. die Wasserlinse, ihren Ort, wie die Thiere; die Mimosa pudica (Sinnpflanze) und Dionaea

muscicapa (Fliegenklappe) reagieren nicht bloss auf mechanische Reize, der bewegliche Süssklee ist für das Licht besonders empfänglich, Berberis und andere Pflanzen scheinen ihre Geschlechtsteile zur Begattungszeit lebhaft und spontan zu bewegen. Ferner schlafen auch einige Pflanzen, einige bei Nacht, andere, wie die Nachtviole, am Tage. Und was ist die Erstarrung der meisten im Winter? Sagt man aber, die Pflanzen haben keine Eigenwärme, so kann das auch von den vier untersten Thierklassen behauptet werden. Und nimmt man das Maul allein für die Thiere in Anspruch, so haben manche, z. B. die Rhizostomen, mehrere Wurzelmäuler, die den Pflanzenwurzeln analog sind. Ebenso wie den Pflanzen überhaupt, fehlen auch den Infusorien und Pflanzenthieren die Nerven gänzlich. Ob aber, wie manche sagen, die Pflanzen nicht Hunger und Durst haben, ist schwer auszumachen, denn das sind Empfindungen, die nur, wo sie sich äussern, beurtheilt werden können. Haben sie keine Nerven, so können sie freilich nicht empfinden. Doch muss man zugeben, dass wir Empfindungen nicht wahrnehmen, sondern nur erschliessen: weil der Wurm sich unter unserm Fusse krümmt, das Pferd ausschlägt, wenn es gepeitscht wird, so schliessen wir, die Thiere empfinden Schmerz, denn auch wir würden ähnlich gegen schmerzvolle Reize reagiren. Und doch bewegen sich auch Pflanzen spontan, ja todte Frösche, Aalstücke, Pferde und Menschen machen, durch Galvanismus gereizt, noch Reflexbewegungen!

Sagt man aber, die Pflanzen und niederen Thiere empfinden ohne Bewusstsein, so widerspricht man sich selbst, denn eins ist ohne das andere nicht denkbar. Und wie will man überhaupt die Empfindung darthun, z. B. an Polypen, die, nachdem sie den ganzen Tag gemörsert wurden, sich hernach fröhlich wieder im Wasser ausstrecken; oder dem Wasserschlängelchen (Nais), das, in 26 Theile zerschnitten in ebensovielen Individuen fortlebt? — Führt man endlich den Instinkt als Merkmal der Thiere an, so wird man, sobald man sich das Wesen desselben klar macht, ihn auch den Pflanzen zuschreiben müssen. Instinkt ist die dem Trieb ähnliche Präformation des (thierischen) Organismus, kraft dessen er zu zweckmässigen, wenn auch nicht zielbewussten Bewegungen veranlasst wird. Er antwortet auf gewisse äussere oder innere Reize, ohne dass Willensakte oder Vorstellungen vorangehen. Er modifizirt sich mit dem Typus des Thieres, deshalb man ihn „das Gewissen des Organismus“ genannt hat. Aber so gut das Thier vieles, thut die Pflanze alles aus Instinkt.

Das Richtige ist hier, wie bei den vorher angeführten Punkten, die Unterscheidung mehrerer Grade. Da die Natur, wie die vergleichende Naturforschung und der Darwinismus lehrt, keinen Sprung macht, so haben wir verschiedene Arten von Bewegung, Ernährung, Schlaf, Fortpflanzung, Instinkt u. s. w. zu statuiren.

Dieselben Vorgänge, welche wir an den Pflanzen beobachten, treten eben an den Thieren nur vollendeter hervor; aus dem quantitativen wird ein qualitativer Unterschied, ganz ebenso wie es sich mit dem Unterschied von Mensch und Thier verhält.

Nachdem wir so gesehen, dass die Vergleichung von Pflanze und Thier kein haltbares Resultat ergiebt, wenden wir uns jetzt zur Feststellung des Begriffes Seele. Zunächst bezeichnen wir damit jenes Etwas, das als Subjekt von den Lebensvorgängen eines organischen Wesens angesehen zu werden pflegt, oder kürzer den Lebensmittelpunkt eines organischen Wesens. Dass dieser Mittelpunkt durchaus ideell sein müsse, leuchtet ein. Andererseits darf er auch, um wirklich Mittelpunkt zu sein, nicht ohne Stoff gedacht werden. Denn nirgends in der Welt giebt es, wie der Dualismus fälschlich behauptet, Stoff ohne Kraft oder umgekehrt. Der Materialismus ist daher ebenso unhaltbar als der Spiritualismus und Dualismus. Die psychischen Erscheinungen nur als Aeusserungen des körperlichen Stoffes zu fassen, erweist sich als hinfällig, sobald man den Stoff selbst einer genaueren Kritik unterwirft. Ebenso wenig aber können wir dem Spiritualismus beipflichten, mag er den Leib nur als Vorstellung der Seele (Berkeley, J. G. Fichte, Schopenhauer und v. Hartmann) oder als ihre Schöpfung ansehen (E. G. Carus, Schubert, Burdach, I. H. Fichte) oder als Reflex des Absoluten, das wieder als reines Thun (J. G. Fichte), oder reines Wesen (Hegel) oder absolutes Werden, aus dem alles wird, das zu sein scheint (Schelling) oder als absolutes Sein, in dem alles ist, was zu werden scheint (Spinoza). Der absolute Idealismus wird weder der objektiven Aussenwelt noch dem Individuum selbst gerecht; denn Raum, Zeit, Kausalität und Substanz werden nicht in uns ohne Zuthun der Aussenwelt. Gegen die Ansicht, als sei der Leib eine Selbstmanifestation des Geistes, spricht die Abhängigkeit dieses von jenem. Endlich spricht gegen den Spiritualismus das Prinzip der Individuation, die Psychose und das Sterben.

Der sogenannte Realismus, welcher den Geist als ein einfaches Reales fasst, lässt ihn durch Zusammentreffen mit anderen Einfachen, die den Leib konstituiren, zur Seele werden. So Bruno, Leibniz, Herbart, Harless, Volkmann und Lotze. Doch endet die Monadologie stets in Dualismus, Spiritualismus oder gar Materialismus. —

Bedeutet Seele, wie oben gesagt, ganz allgemein jedes Centrum eines individuell organischen Lebens, so muss sie in diesem Sinne nicht nur den Menschen und Thieren, sondern auch den Pflanzen, Krystallen, ja auch den Gestirnen und dem Kosmos überhaupt zugeschrieben werden. Und in der That haben die Alten die Gestirne für beseelt gehalten, Plato, die Stoiker, Giord. Bruno, Schelling u. a. haben eine Weltseele und Fechner Pflanzenseelen angenommen. Dies aber kann nur unter einer ge-

wissen Verallgemeinerung des Begriffs geschehen, welche dem Sprachgebrauch zuwiderläuft. Denn wenn wir das Wesen der Seele erfassen wollen, müssen wir von derjenigen Erscheinung derselben ausgehen, die uns am bekanntesten ist, d. h. der Seele eines normal beanlagten, zum Selbstbewusstsein gelangten Menschen. Verfolgen wir die verschiedenen Stufen, welche dieser zeitlich und logisch vorangehen, so finden wir im ganzen das Wesen der Seele ebenso beim 20jährigen, wie beim 10, 5 und 2jährigen Menschen, ja auch schon beim Säugling und dem Embryo. Dieses Gemeinsame lässt sich definiren als sich durch Empfinden und Bewegen, bald leidend bald thätig, sich äussernde Beziehung auf Anderes behufs ihrer eignen Entwickelung oder wie Aristoteles es klassisch ausspricht „die erste Wirklichkeit eines natürlichen gegliederten Körpers".*) Also nicht das Vermögen zu einer solchen Beziehung genügt oder selbst die Möglichkeit später sich vielleicht zu Empfinden und Reagiren zu entwickeln (wie bei den Gestirnen); noch auch die faktische Beziehung auf Aeusseres ohne Empfindung und Bewegung irgend einer Art. Vielmehr werden wir nur da von einer Seele sprechen dürfen wo 1. eine Idee sich bethätigt und zwar 2. behufs eigner innerer Ausbildung und zwar 3. durch Empfinden und Gegenwirken. Dies alles findet sich aber nur bei Wesen mit einem Nervensystem, also nicht bei dem menschlichen Embryo vor dem 4. Monat, nicht in Pflanzen, Krystallen, Gestirnen und Weltsystemen. Das Wesentliche an der Seele ist offenbar die Subjektivität. Am Thierreich, den Menschen mit eingeschlossen, zeigen sich Erscheinungen, die in der ganzen sonstigen Natur nicht vorkommen, nämlich Empfinden und Gegenwirkung (Gemeingefühl und Streben). Wo aber empfunden, vorgestellt und gewollt wird, da muss etwas sein, welches empfindet u. s. w. Cogito ergo sum, gilt auch von der Thierseele. Freilich haben wir Stufen und Grade zu unterscheiden; die Seele einer Monere ist eine andre als die einer Ameise und diese wieder verschieden von derjenigen eines Hundes.

Aber gleichwie derselbe Mensch nicht zeitlebens dieselbe Seele hat, sondern eine sich fort und fort ändernde Form, welche vom Unbewussten beginnend, sich allmählich zum vollen Selbstbewusstsein entwickelt, so findet sich derselbe Prozess in der Thierwelt, nur dass er hier zwar auch mit durchaus Unbewusstem beginnt, aber auf verschiedenen Stufen abschliesst, ohne jedoch je zum vollen Wissen von sich selbst zu gelangen. Wir können beim Menschen der Reihe nach an demselben Individuum 6 Stufen unterscheiden: 1. Unbewussten Seelenkeim (anima vegetativa); 2. unbewusste Embryoseele (an. reproductiva); 3. unbewusste Seele des Neugebornen

*) Arist. de an. II, 1 *ψυχή ἐστιν ἐντελέχεια η πρώτη σώματος φυσικοῦ ζωὴν ἔχοντος δυνάμει.*

(a. sensitiva); 4. unbewusste Seele des Säuglings (a. activa), 5. Weltbewusstsein des kleinen Kindes (a. reflectiva); 6. Seele des 7—10jährigen Menschen (a. humanodivina).*) Diesen Stufen parallelisirt C. G. Carus in der Thierwelt: 1. die Protorganismen ohne gesonderte Nerven; 2. die höheren Oozoen; 3. niedere Mollusken und Anneliden; 4. höhere Weichthiere, Gliederthiere und niederste Gehirnthiere; 5. die höheren Hirnthiere. Der 6. Stufe entspricht natürlich keine Thierklasse.

Entsprechend wird in den beiden Entwicklungsreihen auch die Differenzirung der Seelenkräfte sein. Auf der untersten Stufe (anima vegetativa) ist Reizempfindung und Gegenwirkung noch ungesondert, denn jede Reizung der unbewussten Urzelle, resp. des unbewussten Protorganismus ruft sogleich eine Gegenwirkung hervor. — Mit dem ersten Auftreten von Nerven (anima sensitiva) beginnt sich nicht nur Empfindung und Reaktion zu sondern, sondern auch ein seelischer Mittelpunkt hervorzutreten; daher haben wir beim Embryo resp. Neugebornen und bei den Mollusken und Anneliden die 3 Kräfte: Reizempfindung, Gegenwirkung und Gemeingefühl (coenaesthesis). — Je mehr nun mit der Vervollkommnung des Nervensystems das Seelencentrum zur Entfaltung gelangt (an. activa), desto länger hält sie die Reizempfindungen fest. Und so treten uns denn beim Säugling wie bei den höheren Weichthieren, Glieder- und niederen Hirnthieren die 3 Vermögen auf: Erinnerndes Gemeingefühl oder Gefühl schlechthin; vergleichender Sinn (1. Stufe des Erkennens) und unterscheidendes Gegenwirken (1. Stufe des Willens). — Aber das Nervensystem entwickelt sich noch mehr und mit ihm wird aus der anima activa die reflexiva, welche sich von der umgebenden Welt sowohl als auch sich in sich selbst unterscheidet und dadurch zu einer gewissen Freiheit des Gefühls und Handelns gelangt. Diese Stufe nehmen die kleinen Kinder und die höheren Hirnthiere ein, welche entschiedenes Selbstgefühl, ein gewisses Erkennen der Aussenwelt und spontanere Selbstbestimmung zeigen.

Das Wesen der Seele kann man schon bei den niedrigsten thierischen Organismen erkennen, wenn man z. B. die Bewegungen einer Monade im Wassertropfen mit denjenigen eines Korkstückchens vergleicht, das zwischen den beiden Flächen eines Elektrophors hin- und hergestossen wird. Beide bestehen aus organischem Stoff, das eine aus Kork, das andere aus Proteïn, aber jenes ist nur ein Stück eines organischen Ganzen, dieses ein organisches Ganzes selbst; jenes wird durch eine fremde, dieses durch seine eigne Kraft

---

*) Vgl. C. G. Carus, Vergleichende Psychol. 1866. Wien S. 8f.

bewegt; dort haben wir Passivität, hier Spontaneität; dort sehen wir ein abgestorbenes Fragment dem Mechanismus anheimgegeben, hier die organischen Bewegungen eines durch eine innere Lebensmitte, eine Idee beherrschten Wesens.

Freilich könnte man hier die Frage aufwerfen, wie es sich denn mit der Seele bei denjenigen Individuen verhalte, die freiwillig in 2 Individuen zerfallen und sich hernach wieder zu einem vereinigen? Wird etwa dabei die Seele in zwei Hälften zerschnitten? Die Antwort liegt in dem analogen Prozesse unseres eignen Werdens. Auch wir sind aus einer Urzelle entsprungen, welche sich durch freiwillige Theilung vervielfältigte. Offenbar hatte jede von ihnen, da sie Trägerin der Gattungsidee war, die Fähigkeit, selbst als Urzelle aufzutreten, doch nur bisweilen ist in einer diese Idee dazu mächtig genug. Wie die Urzelle, aus welcher der Mensch entspringt, auch zugleich schon den Seelenkeim des Menschen enthält — denn alle andern Theorieen von der Erzeugung der Seele sind unhaltbar*), so enthält jeder Theil der Protorganismen den ihnen zukommenden Seelenkeim.

Bei weitem entwickelter ist natürlich das Seelenwesen bei denjenigen Thieren, welche mit einem Nervensystem ausgerüstet sind, mag es acentrisch oder central sein. Dort bilden die Nervenfäden nur einzelne Schlingen, hier finden sich besondere Nervenknoten mit Beziehung auf besondere Sinnesorgane. Jenen Thieren werden wir nur eine reproduktive und sensitive Seele, diesen dagegen eine aktive und zum Theil reflektive Seele zuschreiben müssen.

So gering nun auch das psychische Leben der acentrischen Thiere (mit Nervensubstanz) sein mag, es ist doch vorhanden. Hierher gehören die Oozoen und Zoophyten (Armpolypen oder Hydren und Akalephen), ferner die niederen Mollusken, namentlich Akephalen und die niedersten Gliederthiere, Entozoen, Naiden u. dgl.). Ihre Existenz ist meist an die eines anderen Thiers gebunden, an oder in welchem sie leben; viele davon existiren nur als Kolonieen von Wesen. Seelisch aber ist z. B. an den Medusen ihre Bewegung, Fangart und Eroberung der Beute; oder an der Hydra ihr abwechselndes Ansetzen mit Mund und Fussende, wie sie sich nach irgend einem Raube hinbewegt oder sich, bei Erschütterung des Glases, in welchem sie sich befindet, plötzlich zu einem Schleimklümpchen zusammenzieht. Sie sucht ihre Nahrung und unterscheidet sie; ihre einzigen Triebe sind auf Nahrung, Ruhe und Bewegung, vielleicht auch auf Licht gerichtet. Von einem Unterschied zwischen Wachen und Schlafen ist noch keine Rede.

Viel höher aber stehen schon die Mollusken und Kopffüssler (Kephalopoden). Hier gliedert sich das Nervensystem

*) Vgl. meine Psychologie 1883. S. 128.

zu gewissen Sinnesorganen in Nervenring um die Speiseröhre, stärkere Ganglien und Lichtpunkte; ferner finden sich besondere Geschlechtsorgane, sodass an Stelle der Theilung die Fortpflanzung tritt, auch bemerkt man einen Unterschied von Schlaf und Wachen, wenn auch nur erst durch die Jahreszeiten geregelt, ja selbst eine organische Bildung zu instinktmässiger Handlung. Ferner beachte man die Cephalopoden, wie sie sich abwechselnd auf die Oberfläche des Wassers erheben, abwechselnd, bei nahender Gefahr, durch Einziehung von Mantel und Armen herunterlassen. Noch überraschender ist die Bildung des Kokons behufs der Eierlegung, die am Blutegel beobachtet wird. Wie bei weitem höhere Thiergattungen sucht er sich zu rechter Zeit, also instinktiv, in feuchter, lockerer Erde ein Lager, entlässt aus der Mundöffnung einen Schleim, welcher alsbald zu einem Kokon mit badeschwammartiger Textur gerinnt und dahinein treten dann die Eier.*) Die Regenwürmer empfinden unter der Erde den Umschlag der Witterung und kommen bei warmer Witterung heraus, um sich zu begatten; die Tubularien (tubularia penicillus) breitet ihre bunten, oscillirenden Kiemen aus, um kleinere Geschöpfe heranzustrudeln. —

Die Krustazeen zeigen deutlich die drei grossen Sinnesorgane: Gesicht, Gehör und Geruch, sie leben im Wasser, aber auch in der Luft und ihre Bewegungsorgane zeigen eine bedeutende Durchbildung. Sensualität und Reaktion sind also in hohem Grade vorhanden. Viele Beobachter wollen nicht nur grosse Beweglichkeit, sondern auch Ueberlegung, Hinterlist und Vorsicht bemerkt haben. Ihre Sensualität tritt in ihrer hohen Schreckhaftigkeit hervor, wie denn die hastige Flucht der Krabben geradezu komisch aussieht. Sie verbergen sich vorsichtig solange bis das neue Hautskelet wieder gewachsen ist, während diejenigen Arten, deren Hinterleib überhaupt schalenlos ist (Bernhardinerkrebs, Pagurus, Cönobita) sich in den Schalen anderer oder in Schneckenhäusern verbergen; öfters kämpfen 2 Krebse um solche leere Schale und der stärkere, der Sieger, bezieht sie. Bei allen Krebsen ist die Organisation des Hirnknotens symmetrisch, bei den Krabben, den stärksten und schlauesten, aber geradezu central. Das Pflanzenartige dieser immerhin noch niedrigen Thiere tritt aber in der grossen Reproduktionskraft hervor, welche ganze verlorne Glieder, sogar die Scheeren ergänzt. —

Hieran schliessen sich durch das Mittelglied der Skorpione die Spinnen, welche schon grössere Centralisation der Nervensubstanz zeigen. Ueber der Speiseröhre ist der eine Nervenknoten, von welchem die 6 Augen (2 grössere und 4 kleinere) ausgehen, unter derselben der grössere, welcher die 8 Füsse regiert. Die durchaus weiche Haut steigert die Sensibilität. Alle sind Raub-

*) Vgl. C. G. Carus, Vergleichende Psychol. S. 58.

thiere und so gefrässig, dass sie sich sogar unter einander (ja selbst die Weibchen das sich ihnen nähernde Männchen!) auffressen. Dafür sind sie um ihre Brut besorgt, besonders die Wolfsspinnen*), welche sie in einem Eiersäckchen herumtragen. Kunstvolle Gewebe verfertigen sie durch die 2—3 Paare Spinnwarzen, indem jede aus 1000 zartesten Oeffnungen zarte Fädchen ausstösst, die von ihnen nach Willkür (!) feiner oder stärker gemacht werden. Und doch sind erst 100 Fäden so stark wie ein Barthaar. Wie bewundernswerth ist Anlage, Ausführung und Festigung des Netzes; wie umsichtig wählt sie den besten Ort, wie geduldig harrt sie ihrer Beute, wie plötzlich stürzt sie darauf zu! Ferner ist die Sensibilität dieser Thiere wunderbar; sie empfinden nicht nur das Herannahen von Herbst und Frühling, sondern auch die Aenderung des Wetters (so erkannte der in Utrecht gefangene d'Isjouval 1794 durch eine Spinne das Herannahen des Winters). Höchst merkwürdig wäre die Zähmung einer Kreuzspinne durch den eingekerkerten Grafen Lauzun, die nur auf seinen Ruf herbeigeeilt sein und Fliegen aus seiner Hand genommen haben soll! Dass oft Spinnen beobachtet wurden, die sich herabliessen, wenn man Klavier spielte, erscheint darnach nicht wunderbar. —

Bei den Insekten, deren Gestaltung und Nervensystem durch die Dreizahl beherrscht wird, tritt uns Vorstellen, Fühlen und Wollen schon in bedeutendem Masse entgegen. Freilich scheint ihr Seelenleben dadurch wieder beschränkt, dass sie, analog den oben berührten Kollektivwesen (Zoophyten) nur als Glied ihres Staates so Merkwürdiges leisten. Sodann beachte man die Stabilität des Planes durch alle Generationen hindurch, von dem sie nur selten ein wenig bei der Ausführung abweichen. Geradezu grossartig zeigt sich in ihnen der Instinkt sowohl als Selbsterhaltungstrieb wie auch als Kunsttrieb. Sie haben ferner Gefühl, welches das Gehör ersetzt, Getast und Gesicht, sowie Rezeptivität für die Qualität der in sie eindringenden Luft und Nahrung (wodurch ihnen Geruch und Geschmack ersetzt sind). Dadurch aber sind die Insekten auf eine noch niedere Stufe gewiesen, dass bei ihnen die Sinnesorgane nicht in 3 Theile — Nervenanschwellung im Sinnesorgan selbst, Nervenmassen im Hirn und verbindender Sinnesnerv — gegliedert ist, wodurch erst die Unterscheidung von Sinneseindruck und Sinnesvorstellung und deren Vergleichung, d. h. das Denken ermöglicht wird. Daher bei ihnen auf jeden Sinneseindruck immer eine Gegenwirkung sogleich folgt. Trotzdem kennt das Insekt die Welt in gewissem Grade; nicht dass es sie erst kennen lernte, wie das Kind, sondern es weiss sogleich was ihm nützlich und schädlich ist, ohne jedoch Persönlich-

*) Vgl. Bonnets Geschichtchen von der Spinne und dem Ameisenlöwen bei G. C. Carus a. a. O. S. 74.

keiten unterscheiden zu können. Höchstens Volksstämme unterscheidet das Insekt. Das Mittel dazu sind Auge und Fühler (Pulpi), vermöge dessen es diejenige Pflanze oder das Thier mit Sicherheit herausfindet, auf welchem es seine Eier niederlegen will resp. muss. Aber das Insekt kennt nicht nur die Aussenwelt nach Quantität und Qualität in gewissem Grade, es scheint auch diese Kenntniss einem andern irgendwie mittheilen zu können. Wenigstens finden sich bald viele Ameisen da ein, wo eine einzige Nahrung gefunden hatte; oft sieht man zwei beieinander verweilen und sich berühren, als ob sie sich etwas zu sagen hätten. Ferner muss man ihnen Erinnerung an gehabte Sinneseindrücke zuschreiben. Eine Termite (Oecodoma cephalodes) findet den Weg ins Magazin wieder, ebenso die Biene auf meilenweite Entfernung ihren Stock, die Mauerwespe die kleine Stelle der Höhle, wo sie mauerte. Beides, Kennen wie Erinnern, steht natürlich im Vergleich zum menschlichen Geist, unendlich tief, ist dafür aber auch fast unfehlbar. Höchst selten irrt sich ein Kerf in dem was ihm nützlich oder schädlich ist. Die Arbeitsbienen unterscheiden gar wohl die Drohnen, welche sie im Herbst töten, ebenso finden sie mit Sicherheit die grössere weibliche Zelle heraus, welche zur Heranziehung einer Königin geeignet ist. — Da aber das Unterscheiden noch nicht ein Sichselbstunterscheiden des Insekts von der Aussenwelt ist, fehlt ihm Bewusstsein und damit die Fähigkeit Schmerz zu empfinden. Sein Zucken bei Verletzungen kann man daher den konvulsivischen Bewegungen eines Chloroformirten vergleichen. Und wie alles bei ihm im Gebiet des Sinnlichen bleibt, so haben wir auch das an manchen Käfern (Coccinella, Ptinus, Anobium u. a.) oft beobachtete „Sichtodtstellen“ nicht als ein wohlüberlegtes Rettungsmittel zu betrachten, sondern als Muskelstarre, welche, je mehr das Thierchen berührt wird, desto mehr zunimmt. Ebenso entspringt das Aufsammeln von Vorräthen für den Winter aus ihrer überaus zarten Empfindlichkeit für die Aenderungen der Atmosphäre, nicht, wie die Dichter es darstellen, aus umsichtiger Sorge für die Zukunft. Die massenhafte Anhäufung von Individuen derselben Gattung — man denke an die Bienen, Ameisen, den sogenannten Heerwurm (Sciara Thomae), die Prozessionsraupe (Gastropacha processionea) — beruht wohl auf einer gewissen magnetischen Anziehung; vielleicht auch auf Instinkt, welcher die Einzelwesen irgend einem Gesammtzweck, wie bei den Bienen und Ameisen, dienstbar macht. Dieser bethätigt sich nun in geradezu bewundernswerther Weise bei den Bauten der Insekten; wie künstlich ist ihre Structur, ihre Arbeiterordnung, ihre Larvenpflege und wie mannigfaltig die Gesetze ihres Fluges oder Schwärmens!

So vielseitig nun das seelische Leben der Insekten ist, so haben sie doch an ihren früheren Zustand vor der Ver-

puppung keine Erinnerung, sowenig der Mensch sich seines embryonalen Daseins erinnert.

Mit der Masse des Nervensystems, seiner Gliederung und Centralisation wächst das psychische Leben der Organismen. Das Gehirn lässt sich als eine Ausbildung der Sinnesorgane betrachten; je massiger dasselbe ist, desto grösser wird mithin auch das Weltbewusstsein eines Thieres sein. Dem Gehirn entspricht aber nothwendig der Bau des Schädels. Wenn wir nun sehen, dass bei den Fischen das Rückenmark im Vergleich zum Hirn weit überwiegt, dieses selbst aber nur als Mittel- und Nachhirn (d. h. für Sehen und Hören) ausgebildet ist, so werden wir von vornherein auf kein entwickeltes Seelenleben rechnen können. Und in der That erhebt es sich kaum über das unbewusste Embryonendasein des Menschen, mit dessen erster Entwickelungsstufe die Struktur der Fische ja überhaupt grosse Aehnlichkeit hat. Beide, Fisch und Embryo, schwimmen im Wasser, athmen durch Kiemen, haben wenig entwickelte Extremitäten und ziemlich kaltes Blut. Die Fische dämmern so hin; wenn sie nicht getötet werden, leben sie lange; ohne Abwechselung von Schlaf und Wachen, ohne höhere Empfindungen als Hunger und Sattigkeit, sind sie nur für Licht, Farbe, Schall und Grössenverhältnisse empfänglich. Die scheinbare Sorge für ihren Laich haben wir aus Instinkt zu erklären; nur bei ganz wenigen Arten, z. B. dem Stichling (Gasterosteus aculeatus) findet sich ein Ansatz zum Nestbau. Bemerkenswerth ist die Kunst der Schützenfische, welche mit ihrer Flüssigkeit Fliegen auf Uferpflanzen überaus sicher herunterschiessen. Manche Fische, wie Karpfen und Lachse, sollen über das Netz hinwegzuspringen oder unten durchzuschlüpfen suchen. Ob die elektrische Entladung mancher Fische (Zitteraal u. a.) willkürlich sei, ist zweifelhaft. Jedenfalls muss man mehreren Fischen (Karpfen, Karauschen u. dgl.) Gedächtniss zuschreiben, denn sie kommen auf den Ruf des Wärters oder einer Glocke, können also etwas gezähmt werden. Eigenthümlich ist endlich das Verhältniss des Naucrates zum Hai und Roche, welche er oft begleitet, ohne von ihnen gefressen zu werden; mag dasselbe auf einer unbewussten Sympathie oder auf gegenseitigem Nutzen beruhen.

Bei den Amphibien lässt uns das Vorherrschen der vorderen Hirnmasse und die feinere Muskulatur verbunden mit Luftleben eine grössere Seelenthätigkeit erwarten. Zwar haben auch sie noch kaltes Blut, athmen auch hier und da durch Kiemen und sind ohne alle Kunsttriebe. Bei den Fröschen aber lässt sich der Chorgesang, den die Männchen im Frühjahr aufführen, nicht ohne seelische Erregung vorstellen. Das auffallend breite Vorderhirn der Schlangen deutet auf höhere Intelligenz, welche durch entwickeltere Sinnesorgane gestützt wird. Dafür spricht auch die Fähigkeit gewisser Schlangen, abgerichtet zu werden theils zum

Tanzen, theils zu plötzlichem Erscheinen. Ebenso findet sich an ihnen allen zuerst die Möglichkeit, einen Affekt physiognomisch auszudrücken, wenn auch nicht durch das Antlitz, so doch durch Zischen und Züngeln, ferner durch Aufsperren des Rachens, durch Aufrichten der Giftzähne und Ausstossen des Geifers oder Giftes. Alle diese Momente, verbunden mit dem gliedlosen Körperbau und der Art, wie sie ihr Opfer plötzlich erreicht, umschlingt und verschluckt, haben gewiss jene mystische Scheu hervorgerufen, welche die Schlange bei allen alten Völkern genoss. Man schrieb ihr etwas Dämonisches zu, ja selbst Zauberkraft, welche durch das Benehmen kleiner Thiere, die ihr geradezu in den Rachen fliegen oder kriechen — eine Folge von Nervenstarre — bestätigt zu werden schien. — Den Uebergang zu den Vögeln bilden die Eidechsen (Saurier), von denen früher manche sogar beflügelt waren (z. B. Archäopteryx und Pterodactylus). Das Vorhirn ist im Verhältniss zu Mittel- und Nachhirn bedeutend, auch tritt schon der Unterschied von grauer und weisser Nervensubstanz hervor. Besonders die kleinen Eidechsenarten (Lacerta, Chamäleon, Draco, Platydactylus u. a.) ähneln den Vögeln sowohl durch ihre Schnelligkeit, das Geschick, mit ihrer Zunge sicher Insekten zu fangen, sowie ihre Fähigkeit, sich an Menschen zu gewöhnen (so das Chamäleon und die Kammeidechse). Den Farbenwechsel des Chamäleon führt C. G. Carus (a. a. O. S. 160) theils auf die verschiedene Zusammenstellung verschiebbarer Atome kohlenstoffiger Ablagerungen, aber auch auf Affekte zurück.

Alle bisherigen Thiere werden von den Vögeln überragt deren Gehirn im Verhältniss zu ihrem Körper ein relatives Uebergewicht zeigt. Während es sich beim Fisch zur Körpermasse wie 1 : 800, 1000 oder gar 2000 verhält, bei den Amphibien wie 1 : 400 oder 1000, beträgt es bei den Vögeln den 100., oft schon den 20.—90. Theil des ganzen Körpers, also ein Verhältniss, günstiger noch als beim Menschen. Auch das Verhältniss zwischen Gehirn und Rückenmark fällt weit zu Gunsten jenes aus. Endlich ist die Form des Vogelhirns schon sphärisch, wie bem Menschen. Daraus folgt, dass die Vögel schlafen, einen schon etwas seelenvollen Blick, im Ohr eine, wenn auch noch unvollkommene Schnecke haben; bei ihnen findet sich auch zuerst Sorglichkeit für die Erhaltung der Brut. Die Gestalt ist, wie schon Plato hervorhob, der menschlichen ähnlich, sie haben Kopf, Hals, Brust, Unterleib, Füsse nnd Zehen, alles wohl unterscheidbar; sie haben warmes Blut wie wir und halten täglichen Schlaf. Alle besitzen einen gewissen Bausinn, alle geben Töne von sich, manche sogar wunderschön. Auffallend ist die Umsicht, womit sie Ort und Zeit für ihr Brüten herausfinden. Mag dies auch instinktiv, d. h. unbewusst,

geschehen, man muss sich über die Zweckmässigkeit wundern. Schwierig zu erklären ist ferner die Thatsache, dass manche Vögel nie gerade auf ihr Nest zufliegen, um es nicht zu verrathen, während sie auf ihre Nahrung direkt losgehen. Gewiss hängt dies mit der Sorge um die Jungen zusammen. Hierher gehört auch die Beobachtung, dass der Schwarzspecht (Picus Martius) stets 4—8 Nester auf einmal ausmeisselt, um seine Brut vor Feinden zu sichern; dass der Rohrsänger (Calamotherpe arundinacea) sein Nest beweglich zwischen zwei Rohrstengeln aufhängt und, falls ihm dies unmöglich ist, zwischen jungen Ruthen von Bäumen. Manche Vögel, wie die Beutelmeise, bedürfen zur Auswahl der passendsten Oertlichkeit ziemlicher Umsicht. Ebenso der Kukuk, um seine überaus kleinen Eier in die fremden Nester durch kleine Eingänge hineinzuschaffen. Während man solche Züge wohl oder übel einer gewissen Erfahrung zuschreiben muss, deren die Vögel fähig sind, wird die Auswahl der zum Brüten und Wandern passendsten Zeit wohl der bei ihnen besonders grossen Sensibilität für die Aenderung der Luftatmosphäre entspringen. Uebrigens darf nicht unerwähnt bleiben, dass sich die Vögel öfters in dieser Beziehung irren, wie sie sich ja auch durch die List der Jäger und Vogelsteller täuschen lassen — beides bemerkenswerthe Züge höherer Intelligenz! Auch zeigt sich an der Art ihres Nestbaues immer schon eine gewisse Freiheit und Originalität. Nicht minder setzt ihre Art, Nahrung zu suchen, ihren Ernährer zu erkennen u. dgl., einen Grad von Urtheil voraus, wie wir es bei den niederen Thieren entweder gar nicht oder doch nur höchst selten antreffen. Man denke nur an Spechte, welche harte Kerne fassen und in Baumritzen klemmen, um sie zu öffnen, oder an die abgerichteten Meisen, welche ein Kästchen mit Nahrung emporziehen müssen, wenn sie fressen wollen! Und was für ein Seelenleben finden wir schon bei Tauben und Hühnern! Die Sanftmuth, Freundlichkeit, Geselligkeit und eheliche Liebe der Tauben ist sprichwörtlich; die Schnelligkeit und Sicherheit der Brieftauben bekannt. Die Hühner sind durch Mutterliebe, der Hahn durch Muth und Stolz ausgezeichnet; auch bezähmt er sich, wenn er etwas gefunden hat, und ruft seine Frauen herbei. Manche Vögel, wie Kormoran, Pelikan und eine Geierart, lassen sich zum Fischfang für die Menschen abrichten. Viel weiter bringt es der Kanarienvogel in der Abrichtung, denn seine Sinne, sein Gedächtniss und seine Einbildungskraft sind ausgezeichnet. Er ahmt fremde Stimmen, ja ganze Strophen nach; hört er einen andern Vogel singen oder Menschen sprechen, so singt er auch gleich los. Er lernt sein Näpfchen emporziehen, ein Kanönchen abschiessen, 2—3silbige Worte aus einzelnen Buchstaben zusammensetzen. Er ist der Liebe und des Hasses fähig, er fühlt Eitelkeit und Eifersucht. — Der Kranich lässt sich sehr zähmen, ja zum Hüten von Geflügel abrichten. Am Storch

hat man mit Recht die Kriege und Gerichte bewundert, sein Benehmen hat viel Menschliches; er wird sich nie an seinem Wärter vergreifen, gewöhnt sich an die Hausgenossen und lässt sich leicht täuschen. —

Bei allen Vögeln giebt sich Freude und Schmerz schon deutlich zu erkennen, mag der Affekt äusseren oder inneren Ursachen entspringen. Die Witterung übt bedeutenden Einfluss auf ihre Stimmung aus; auch äussern sie Zorn, Trauer, Eifersucht, Furcht u. dgl. durch bestimmte Töne. Gatten- und Kinderliebe wird an vielen Arten beobachtet, oft vertheidigt eine Mutter ihre Jungen bis zum Tode. Damit hängt die öfters beobachtete Trauer zusammen, wenn ihnen ein geliebter Gegenstand genommen wird, und der Hass, den sie gegen den Feind empfinden. Selbst das Träumen haben sie mit den höheren Wesen gemein, was auf einen am Tage angesammelten Schatz von Vorstellungen deutet; ja bisweilen träumen sie so lebhaft, dass sie zu zwitschern und zu flattern anfangen. Ebenso deutet auch der Umstand, dass sie alle mehr oder weniger charakteristische und schöne Töne von sich geben, auf eine Seele. Nicht minder der Kampf aus Eifersucht, Streitbegier und Eitelkeit, wozu besonders die Hähne (Machetus pugnax) geeignet sind; oder sollte es eine Art der Spiele sein, welche man bei Schwalben, Staaren, Krähen u. dgl. häufig beobachtet?

Die Säugethiere endlich zeigen in Skelet, Organisation und Nervensystem die grösste Verwandtschaft mit dem Menschen, zu dem sie ja auch in ein näheres Verhältniss treten. Allerdings darf nicht unbeachtet bleiben, dass gerade innerhalb der Säuger, entsprechend ihrem Gehirn, bedeutende Unterschiede hervortreten. Fundamental aber ist der Unterschied zwischen glatten und gefalteten Hemisphären; jene finden sich bei den psychisch tieferstehenden Säugethieren, wie Zahnlosen, Nagern, Insektenfressern, Fleder- und Beutelthieren; diese dagegen bei den psychisch höheren Ordnungen: Wale, Robben, Einhufer, Wiederkäuer, Vielhufer, Fleischfresser und Affen.*) Höchst bezeichnend für die Stufe der Intelligenz, auf welcher sich die einzelnen Thiere befinden, ist die Kopfbildung, welche schon Porta (16. Jhrh.) und Gall (18. Jahrh.) auf physiognomische Untersuchungen führte. Darauf leitet besonders der von P. Camper aufgestellte Gesichtswinkel. Man vergleiche in dieser Beziehung z. B. den vogelköpfigen Schädel des Schweins mit dem gewölbten des Elefanten! Und selbst innerhalb derselben Klasse findet sich eine mehr oder minder feine Modellirung des Schädels, z. B. beim Ackergaul und dem edlen Racenthier. Sodann

*) Vgl. C. G. Carus, Vergleichende Psychologie. S. 224.

aber bestimmt die Ausbildung der drei höheren Sinnesorgane (Auge, Ohr und Nase) den psychischen Standort eines Thieres. Man vergleiche z. B. das kleine, verkümmerte Auge des Nilpferdes mit dem geradezu geistigen des Hundes. Und Carus hat treffend darauf hingewiesen (a. a. O. S. 248), dass die Form der Pupille bei den höheren Thieren runder und grösser werde und sich bei ihnen die relativ kleinste Hornhaut und grösste Retina finde. Das Ohr ist ein Hauptorgan der Thiere, seelische Bewegungen auszudrücken, wie wir ja selbst vom Menschen sagen, er spitzt die Ohren oder er lässt sie hängen! Und dass die innere Bildung des Ohres von höchster Bedeutung für die Intelligenz ist, lehrt uns das geistige Zurückbleiben der tauben Menschen. Beim Hunde wird, entsprechend der Verwebung der Riechnerven mit dem Vorhirn, die Intelligenz durch den feinen Geruchsinn erheblich gefördert. Ja, auf ihn sind behufs Aufspürung ihrer Nahrung die meisten Säuger geradezu angewiesen.

Fassen wir zur näheren Begründung, noch einige Hausthiere näher ins Auge.*) Das Rind kommt sehr dumm zur Welt, doch sind die Stierkälber munterer und verständiger als die weiblichen. Das Kalb ist ohne Neugier und Beweglichkeit der Seele; für seine Wärter empfindet es Anhänglichkeit, Furcht vor nichts als vorm Hunde. So seelenlos sein Geblök ist, zeigt es doch, je nach der Stimmung, 3—4 Nuancen. Mit zunehmendem Alter wird das Rind manierlicher, geschickter, klüger. Gattenliebe hat es nicht, Liebe gegen das Junge wenig, doch findet sich etwas Sinn für Geselligkeit. So kennen sich Kühe desselben Stalles wieder. Sie haben Farben- und Tonsinn. So hassen sich schwarze und weisse Kühe und alle lieben ein abgestimmtes Geläute. Sie kennen den Wolf, den Bären und die Bremse als Feinde, fürchten den Hund und den Menschen und lassen sich von einer Krähenart ruhig hacken, weil die ihnen das Ungeziefer absucht. Manche Rinder fechten förmlich mit einander, ohne jedoch Stolz zu zeigen, wenn sie siegen, oder Scham, wenn sie besiegt werden, doch scheint sich die Heerdenkuh etwas einzubilden. — Der Stier dagegen zeigt Muth, Gewandtheit, Schnelligkeit; er hat viel mehr Eigensinn als die Kuh, ja vielleicht Sinn für Eigenthum. Durch Entmannung wird er ruhig, langsam, muthlos und schwerfällig. Auch abgerichtet werden Rinder manchmal, besonders die aus Indien. —

Die Katze, deren Schädel und Körper überall runde Formen zeigt, hat ungemeine Lebenskraft und überaus feine Sinne. Bekannt ist ihre Mutterliebe, ihre Gewandtheit und Reinlichkeit. Sie hat Höhensinn, Ortsgedächtniss und Empfänglichkeit für Töne und Farben; ihr Muth, selbst gegen die grössten Hunde, ist bewundernswerth; damit hängt ihre Rauflust zusammen. Wie listig ist sie

*) Vgl. P. Scheitlin, Thierseelenkunde II, 182—272.

beim Rauben, Jagen und Stehlen! Auch Eitelkeit und Eifersucht zeigen manche. Vollständig gezähmt aber wird keine, immer bricht ihre angeborne Wildheit wieder durch. Manche lassen sich abrichten, ja bilden, sodass sie ihre Begierden zurückdrängen, mit Hunden und Vögeln in Frieden leben u. a. Bemerkenswerth ist übrigens, dass jede Katze schon eine Art von Individualität zeigt. —

Das Pferd ist ein edles Thier. Wie schön ist seine Gestalt, wie anmuthig jede Bewegung, wie feurig das Auge! Es hat Unterscheidungskraft für Ort und Zeit, Farbe, Ton und Gestalt, für Nahrung und Wohnung, für Dinge und Menschen. Unter seinen guten Sinnen ist das Gehör der feinste. Seine Wahrnehmung ist scharf, sein Gedächtniss gut; es hat Ortssinn, Empfänglichkeit für Musik, Muth, trotz angeborner Furchtsamkeit, Eitelkeit und Ehrbegier und grosse Gelehrigkeit. Seine Gutmüthigkeit und Treue machen es zum Gefährten des Menschen. Je nach der Behandlung, die man ihm angedeihen lässt, entwickelt es sich. Jedes Pferd ist anders nach Temperament, Verstand und Charakter, wie Pferdekenner bestätigen. —

Den Hund stellen wir unter allen Thieren am höchsten; mag auch Elefant und Orang mit ihm an Klugheit wetteifern, er steht über ihnen an Gemüth. Von keinem Thiere werden soviel Anekdoten erzählt, von keinem spricht man in so menschenähnlichen Ausdrücken, keins passt so zum Gefährten des Menschen. Aber die einzelnen Hunde sind nicht nur nach Art und Rasse, sondern auch als Individuen verschieden. Am höchsten steht der Pudel. Schon seine Gestalt ist am besten gebaut; am feinsten ist sein Geruchsinn, doch auch das Gehör ist gut. Er hat Ort-, Zeit-, Farben- und Tonsinn. Sein Wahrnehmungsvermögen ist bewundernswerth; er ist ganz Aufmerksamkeit. Auch sein Gedächtniss und seine Einbildungskraft sind gross. Wie lebhaft träumt er, wie viele Dinge kann er lernen. Denn er ist nicht bloss gescheidt, sondern hat auch Nachahmungstrieb und Ehrgefühl. Er überlegt, probirt, macht Erfahrungen, ja Schlüsse. Der Pudel ist nie gern allein und sucht stets Beschäftigung, da er sich sonst langweilt. Alle Hunde sind auch mancherlei Krankheiten ausgesetzt; wie der Mensch, ändern sie mit dem Alter ihren Charakter, sie werden unreinlich, faul, mürrisch und undankbar. — Neben dem Pudel verdient der Bernhardiner, und vor allem Barry, der mehr als 40 Menschen das Leben rettete, unsere Bewunderung.

Wenden wir uns jetzt dazu nachzuweisen, inwiefern sich der Mensch über das Thier erhebe. Da gilt es vor allem erst festzustellen, was wir alles der Thierpsyche zuzuschreiben haben.

Zunächst haben alle Thiere mehr oder minder Unterscheidungsgabe für ihre Nahrung, für ihre Feinde, die Stoffe, die zu ihrem Schutze, ihrer Wohnung dienen. Alle haben Empfindung von Hunger und Durst, Wärme und Kälte; alle wechseln zwischen Bewegung und Ruhe; doch nur die höheren Thiere wechseln zwischen Schlaf und Wachen. Ebenso haben nur die höheren Geschlechtstrieb, Liebe zu den Jungen (wenigstens auf Seiten der Weibchen) und die höchsten Gattenliebe, weil sie in einer Art von Monogamie leben. Alle Thiere sind körperlicher Lust und Unlust fähig. Alle haben einen oder mehrere äussere Sinne; Gefühls- und Tastsinn mangelt keinem, Geschmack fehlt den niederen, auch Gesicht und Gehör. Aber schon hier beginnt die Ueberlegenheit des Menschen: er übertrifft fast alle Thiere an Zahl der Sinne, alle an Gleichmässigkeit der Sinneseindrücke. Das thierische Seelenleben steht unter der Herrschaft eines oder mehrerer Sinne. Beim Menschen dagegen überwiegt die Heterogeneität, daher sind seine Vorstellungen mannigfaltig und gliederreich; sie hemmen und ergänzen einander, und das menschliche Vorstellungsleben fliesst langsamer, breiter, weniger tumultuarisch dahin. Nicht unrichtig bezeichnet Vischer als Grundcharakter des Thiers die Leidenschaftlichkeit. Die Verwendung der Thiertypen in der Fabel, die Thiersymbolik und wohl auch der Thierkultus hängt mit dieser einseitigen Accentuirung des thierischen Seelenlebens zusammen. Bei den Thieren sind Körpersinn, Geruch und Gehör am meisten entwickelt; wo das Gesicht präponderirt, wirkt es mehr durch Betonung, als durch den Inhalt der Empfindung. An Feinheit des Tastsinns überragt der Mensch alle Thiere. Die Einseitigkeit des thierischen Sinnenlebens erhellt daraus, dass, wo die Beziehung zum Triebe fehlt, die stärksten Gerüche, Geräusche u. s. w. keine Einwirkung ausüben.

Der Mensch ist ferner das einzige Wesen, das eine eigentliche Jugend hat. Was auf den ersten Blick ein Nachtheil, ist im Grunde der höchste Vorzug: die langsame Entwickelung! Die Koordination seiner Sinne giebt der Verschmelzung seiner Vorstellungen mehr Innigkeit, sie ermöglicht die Herstellung fester, reicher und mannigfacher Vorstellungsreihen, wodurch es uns möglich wird, jede Empfindung gesondert zu haben, auf entfernte Vorstellungen einzuwirken, ohne von regellos sich vordrängenden Vorstellungen belästigt zu werden. Dadurch kommt Klarheit, Ordnung und Ruhe in unser Seelenleben.

Was beim Menschen die bewusste Willensentscheidung thut, nämlich zwischen mehreren Vorstellungen, die uns zugleich vorschweben, zu wählen, erfüllt bei den Thieren der Instinkt, jenes unbewusst zweckmässig wirkende Lebensprinzip. Der Begriff des Instinktes entstand übrigens aus einer Koncession des Dualismus an die Thierpsychologie; er sollte das Mittlere sein zwischen Leib

und Seele. So leitete Buffon ihn ab von dem innern Sinn, Winkler von gewissen, im Gehirn präformirten geometrischen Typen, während Reid und Condillac ihn schon richtig mit der Gewohnheit zusammenstellen. Dieser definirt ihn als das Ich der Gewohnheit, als ein Gefühl, das gleichzeitig vergleicht, urtheilt und erkennt.*) Seit Wolffs Eintheilung der Seelenvermögen rechnete man den Instinkt zum Begehren, und Kant bestimmt ihn als „ein Gefühl des Bedürfnisses, etwas zu thun oder zu geniessen, wovon man noch keinen Begriff hat.“**) Schelling und seine Schule betonte richtig die in ihm zum Ausdruck gelangende objektive Vernunft; er ist ihm eine Funktion der Lebenskraft oder Spezialisirung der allgemeinen Naturkraft, welche aus der Umsetzung des allgemeinen Gattungsbegriffes in den unmittelbar wirkenden Zweckbegriff abzuleiten sei.***) Autenrieth betrachtet ihn als eine Form der Lebenskraft†), Burdach als Wirkung des dem Individuum zu Grunde liegenden Begriffes††), der sich im Gefühle offenbart, indem er theils durch Erregung von Unruhe die Unvollkommenheit seiner Erfüllung zu erkennen giebt, theils die zu seiner vollständigen Verwirklichung führende Richtung der Selbstthätigkeit ahnen lässt. Er nennt ihn auch die der Seele vernehmbare Stimme des Lebensprinzips und die organische Selbsterhaltung in psychischer Form. Aehnlich sind die Bezeichnungen Lindemanns: Urleibtrieb, des C. G. Carus†††): durch Unbewusstsein bedingte und auf Förderung des Ganzen gerichtete Handlung, die von der organischen Funktion nur dem Grade nach verschieden ist; Schopenhauers§): Fortsetzung der nach Endursachen wirkenden Natur. In neuerer Zeit wird entweder die Unbewusstheit oder die Nerventhätigkeit als Hauptsache angesehen. So definirt I. H. Fichte (Anthropol. S. 453) den Instinkt als organischen Vorgang, der obgleich unbewusst, doch das Gepräge der Absicht an sich trägt; Wundt§§) als zweckmässiges Handeln aus unbewussten Motiven und v. Hartmann§§§) als bewusstes Wollen des Mittels zu einem unbewusst gewollten Zwecke — Definitionen, die sich an Cuvier anlehnen, der den „Kunsttrieb“ auf die dem Thiere dunkel vorschwebende Vorstellung des herzustellenden Werkes zurückführte. — Mehr physiologisch deuten ihn George als Gesammtheit der Bewegungen,

---

*) Un moi d'habitude cf. Traité des animaux 5.
**) Kant, WW. X, 31.
***) Schelling. WW. IV, 2, S. 455.
†) Autenrieth, Ansichten ü. Natur- u. Seelenleben 1836, S. 258.
††) Burdach, Blicke ins Leben (Komparative Psychol.) 1842. II, 206 f.
†††) C. G. Carus, vergleichende Psychol. S. 60, Wien 1866.
§) Welt als W. u. V. II, 347.
§§) Wundt, Vorles. ü. d. Menschen- u. Thierseele II, 341, Lpz. 1863.
§§§) Philos. d. Unbew. 1869. S. 54. 102. Vgl. Murphy: unbewusste Vernunft.

insofern sie durch den Affekt bestimmt und geregelt werden*), Waitz**) als Einrichtung des Organismus, vermöge deren er auf die von der Seele perzipirten Empfindungen nach bloss organischem Gesetze unmittelbar durch solche Bewegungen reagirt, welche die Indifferenz des Lebens wiederherzustellen geeignet sind; und Herbert Spencer als zusammengesetzte Reflexthätigkeit die aus einer Ansammlung von Erfahrung und Vererbung zu erklären sei. — Der um die Thierseelenkunde so verdiente Scheitlin definirt den Instinkt als die Kunst des Geistes des lebenden Wesens, zuerst in sich selbst, sodann mit den gegebenen Werkzeugen Stoffe, dem innern Bilde konform, zu bilden.***) —

Nach unserer Ansicht ist Instinkt die organische Präformation des Thieres, infolge deren sich ein bestimmter Trieb in eine bestimmte Leibesbewegung umsetzt. Sie entspringt weder aus klaren Vorstellungen noch bewussten Willensakten, sondern aus Gefühlserregungen. Die Natur, kann man teleologisch sagen, bedient sich des Instinktes, um den Organismus zu erhalten, indem sie das Gefühl durch Einrichtungen des Organismus vorausbestimmt, das seinen Reflex in somatischen Erregungen findet. Daraus entspringt der Schein der Zielstrebigkeit. Man hat nicht mit Unrecht gesagt: „Die Sprache ist der Instinkt des Menschen"; denn beidemal, beim thierischen Instinkt wie beim menschlichen Sprechen, genügen unmerkbare Modifikationen der körperlichen Erregung, um das Gefühl uud dadurch auch die Erregung zu modifiziren. Darin aber unterscheidet sich wieder Mensch und Thier: bei jenem entladen sich die Gefühle gleichsam in kontemplativen Aeusserungen (den Tönen), während das Thier, bei welchem Gefühl und organische Erregbarkeit unmittelbar sich berühren, zu ganz bestimmten Bewegungen schreitet. Daher bleibt auch die Sprache beim Thier ganz unentwickelt.†) — Der innige Zusammenhang zwischen Instinkt und Organisation erhellt auch daraus, dass sich jener mit dieser zugleich ändert. Andrerseits berücksichtigen manche Thiere doch auch merkwürdiger Weise Zeit, Stoffe und andere Verhältnisse, ja man möchte ihnen Beobachtungen, Erfahrungen, Nachahmungen, Ueberlegungen und eine Art von absichtlicher Einübung zuschreiben. Die Bienen tödten die königlichen Larven, wenn die Witterung zum Schwärmen anhaltend ungünstig ist. Die Papierwespe verwendet zum Bau ihres Nestes eine aus Holzspähnen und Wasser bereitete papierähnliche Masse; findet sie aber Papier, so nimmt sie dieses. Darum werden auch nicht selten die Thiere getäuscht: Die Aasfliege (musca vomitoria) lässt sich

---

*) George, Lehrb. d. Psychol. 1854. S. 171.
**) Waitz, Grundlegung d. Psychol. 1846. S. 177.
***) P. Scheitlin, Thierseelenkunde II, 330.
†) Vgl. Volkmann, Lehrb. d. Psych. II, 441. 3. Aufl. 1885.

durch den Geruch der Aasblume (arum dracunculus) verleiten, die Eier, anstatt auf Aas, auf ihre Blüthen zu legen; der Schlangengeier stampft anstatt auf Schlangen, auch auf weggeworfenes Gedärm, ein Reiherpaar bebrütete die Kieselsteine ihres Nestbodens anstatt der Eier. — Wie die Thiere Erfahrungen machen, beweist die Vorsicht, ja Selbstbeherrschung, mit welcher ältere Individuen ihren Instinkt befriedigen. Die ursprünglich nicht scheuen Robben fliehen den Menschen; der Strauss bebrütet in den heissen Wüsten Nigritiens seine Eier gar nicht, am Senegal des Nachts, am Kap der guten Hoffnung immerzu. Ameisen bauen in Gegenden, die Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, auf Bäumen. Unsere Hausthiere haben unter der Pflege des Menschen ihre Instinkte, deren sie ja nicht mehr so bedürfen, mehr oder weniger eingebüsst; sogar das Saugen unterlassen die Kälber in Holland, wo man sie sogleich von der Mutter entfernt und mit Milch auffüttert. Manches ist auf diesem Gebiet noch dunkel; z. B. welche Momente unseren Zugvögeln die Richtung des Fluges auf der Reise nach dem Süden weisen; weder Erinnerungen noch Wärmeempfindungen können es sein, noch auch Modifikationen der Gemeinempfindung. — Andererseits bewahrt der Instinkt keineswegs alle Thierklassen vor dem Genusse schädlicher Dinge; Mäuse, Kaninchen, Frösche, Eidechsen, mit Schlangen zusammengesperrt, verrathen durchaus keine Unruhe. Mancher Instinkt stellt sich früher ein als sein Organ (z. B. benutzt der junge Eber nicht die Zähne die er besitzt, zur Vertheidigung, sondern die noch unbewaffnete Backe). Nach dem Allen haben wir den Instinkt als zweckmässiges Handeln aus unbewussten Motiven anzusehen, d. h. als eine Art von Reflexthätigkeit, die aus Erblichkeit und Erfahrung entspringt. Im allgemeinen gilt der Satz: Wo viel Instinkt, da ist wenig Denken, denn der Instinkt ist ungestüm, blind und rücksichtslos.

Andererseits darf man den Thieren weder das Denken noch das bewusste Handeln absprechen. Denn unzweifelhaft besitzen alle Thiere zunächst die Fähigkeit zu empfinden, d. h. Eindrücke von der Aussenwelt durch die Sinne zu empfangen; ferner haben alle das Gefühl von Lust und Unlust, d. h. die Empfänglichkeit für die Steigerung oder Hemmung ihres Lebensgefühls. Dazu kommt drittens Gedächtniss, d. h. die Fähigkeit gehabte Empfindungen, Gefühle und Vorstellungen festzuhalten und zu reproduziren. Daraus folgt viertens ihre Fähigkeit Erfahrungen zu machen, d h. mehrere Wahrnehmungen in Zusammenhang mit einander zu setzen. Endlich fünftens haben die Thiere das Vermögen zu wollen, d. h. gewisse Dinge zu begehren und dann die zu ihrer Erreichung nöthigen Bewegungen auszuführen.

Nach dem Allen behaupten wir, dass die höheren Thiere eine Seele haben, wenn auch eine thierische, d. h. keine die sich zum Geist entwickeln kann. Ausser den Empfindungen, Vorstellungen und Trieben finden wir in der Thierseele soziale Affekte, ja Keime und Ansätze zu allen menschlichen Affekten, wie Liebe, Hass, Neid, Eifersucht, Treue, Trauer, Ehrgeiz, Rachsucht. Auch haben sie gewisse Gemeinvorstellungen, z. B. erkennt jeder Jagdhund eine Flinte, jedes Pferd einen Wagen u. dgl. m. Sie sind der Aufmerksamkeit fähig, schon um ihre Beute zu erhaschen, sie entwickeln dabei Geduld, Schlauheit, ja Verstellung. Sie haben auch Phantasie, sonst könnten sie nicht träumen noch wiedererkennen.

Trotzdem ist der Unterschied zwischen Mensch und Thier ungeheuer.

Dies leuchtet auch dem Laien sogleich aus dem Umstand ein, dass der Mensch allein spricht. Wohl haben alle Thiere die Fähigkeit ihre Empfindungen durch Geberden, d. h. symbolische Bewegungen auszudrücken, ja manche haben sogar Organe, um Worte nachzuahmen und hervorzubringen, aber einer eigentlichen Sprache sind sie nicht fähig. Der Grund dafür kann also nur in ihrer psychischen, nicht in ihrer leiblichen Natur liegen. Sie sprechen nicht, weil sie nichts zu sagen haben, d. h. weil sie unfähig sind abstrakt zu denken. Dies ist der zweite wichtige Punkt: die Thiere vermögen keine allgemeinen Begriffe zu bilden und zu Urtheilen zu verbinden. Kein Thier abstrahirt den Begriff Hund, Mensch, Kommune; keins bildet ein Urtheil, das nicht unmittelbar aus der Erfahrung geschöpft ist oder sich auf Gegenstände der unmittelbarsten Empirie bezieht. Daher denken auch die Thiere nicht im eigentlichen Sinne, sondern nur wie Taubstumme, d. h. in Bildern. Damit hängt zusammen, dass kein Thier geisteskrank werden kann, denn Thiere haben eben keinen Geist. Mag auch das Gehirn der höheren Thiere bisweilen krankhaft affizirt werden, es fehlt doch die andere, die intellektuelle Seite. Sie haben kein geschichtliches Bewusstseiu (kein Pferd weiss etwas von seinem Grossvater), keine Theorie (etwa über das beste Verkehrswesen), keine Wissenschaft irgend welcher Art. So mögen sie wohl Erinnerungsbilder haben, aus denen sie empirische Urtheile fällen, aber kein Mensch wird behaupten, dass sie allgemeine Prinzipien für ihr Denken, allgemeine Grundsätze für ihr Handeln aufstellen. Daher machen sie auch keine Beobachtung im vollen Sinne des Worts, kein Experiment, keine Erfindung oder Entdeckung. Daher giebt es auch keine bewusste Entwickelungsgeschichte der Thierwelt. Sie entwickeln sich, aber eine Geschichte, d. h. ein selbstgemachtes, selbstgewolltes Fortschreiten, haben sie nicht.

Dies kommt hauptsächlich daher, dass ihnen die Persönlichkeit fehlt. Wohl haben alle eine bestimmte Klassenphysiognomie, die höheren Thiere sogar ein bestimmtes Naturell, die höchsten sogar eine gewisse Individualität. Aber ihr Bewusstsein wird kein Selbstbewusstsein, sie haben Triebe und Willensakte, aber keine Selbstbestimmung.

Daraus folgt, dass ihnen die Welt des Idealen verschlossen ist, worin der eigentliche Vorzug, Adel und Werth des Menschengeistes besteht. Zwar Gemüthserregungen über die sinnliche Empfindung hinaus haben auch die höheren Thiere; aber sie beziehen sich stets nur auf unideale, äusserliche Dinge, nicht auf das Wahre, Schöne und Gute. Wo sie Schönes darstellen, ist es nur die mathematische Regelmässigkeit und Symmetrie; für die ideale Schönheit, d. h. die Darstellung einer Idee in angenehmer und angemessener Form, haben sie keinen Sinn. Niemand hat bisher einen Hund an einem Kunstwerk als solchem ästhetisches Wohlgefallen finden sehen. „Die Kunst, o Mensch, hast du allein!“ Nicht einmal für das Komische hat ein Thier Empfänglichkeit, es kann nicht lachen!

Dass die Thiere für Wahr und Unwahr, Gut und Böse keinen Verstand haben, ist bekannt. Sie haben weder Ekel noch Scham. Was man von Spuren des Gewissens bei Hunden z. B. zu finden glaubte, ist mehr nur Dressur, ohne jede Einsicht in den Unterschied von Recht und Unrecht. Aus Furcht vor Strafe, nicht aus Achtung vorm Gesetz unterlässt er vielleicht dies oder jenes. Freilich ist nicht zu leugnen, dass ja auch bei vielen Menschen Gewissen und Moral nichts mehr ist als Dressur, Abrichtung, Gewohnheit, Furcht.

Endlich sind die Thiere unfähig zur Religin und Philosophie, welche beide das Gemeinsame haben, dass sie eine systematische Erklärung des Weltganzen (Makrokosmos) und des Menschen (Mikrokosmos) versuchen. Die Religion ist die Metaphysik des Volkes. Bei allen Menschen, sobald sie auf diesen Namen Anspruch machen, finden wir Religion, d. h. das Gefühl der Abhängigkeit vom Uebersinnlichen, vom Absoluten, wie verschieden auch immer die religiöse Theorie und Praxis bei den einzelnen Völkern sein mag. Bei den Thieren hingegen findet sich nichts derart, kein Glaube, kein Kultus, und sie können auch durch keine menschliche Erziehung dafür abgerichtet werden. Freilich ist ja auch hier der Keim dazu erkennbar in der Scheu und Furcht, welche manche Thiere vor unbekannten oder seltsamen Gegenständen empfinden und in der Anhänglichkeit an ihre Herren. Denn Furcht und Liebe sind die beiden Wurzeln der Religion im Gemüthe.

Fassen wir alle bisher betrachteten Unterschiede zwischen Mensch und Thier zusammen, so erkennen wir zwar einerseits, dass sie durch eine tiefe Kluft von einander getrennt sind, denn der Mensch ist Geist, das Thier nur Seele — aber wir finden zugleich die Mittelglieder zwischen ihnen auf, welche uns die Abstammung des Menschen vom Thiere beweisen. „Die Natur", sagt Leibniz, „macht keinen Sprung". Was wir am Menschen bewundern, dafür treten uns am Thiere unleugbare Ansätze entgegen. Aber mögen diese selbst weniger handgreiflich sein, in demjenigen, welches unseren Einwirkungen am meisten anheimgegeben ist, sind sie edenfalls der Schonung bedürftig: die Thiere empfinden wie wir, sie fühlen Lust und Schmerz wie wir. Und wenn es wahr ist, dass zwischen dem niedrigsten Menschen und dem höchstentwickelten Thiere kein grösserer Unterschied ist als zwischen jenem und dem entwickeltsten Menschen, wir es aber doch für sittliche Pflicht halten, jenen nicht unnütz zu quälen, sollten nicht die Thiere auch darauf Anspruch haben?

Dass die Thierquälerei von jedem Gesichtspunkt unserer modernen Weltanschauung verdammt wird, hoffen wir bewiesen zu haben. Mögen sie wahr sein oder nicht, die moderne Kosmologie und Ethik, der Pantheismus, Materialismus und Pessimismus, die Darwinische Theorie und vergleichende Psychologie — alle bezeugen einmüthig, dass es kein besseres Gebet giebt als das, womit die altindischen Schauspiele schliessen:

„Mögen alle lebenden Wesen von Schmerzen freibleiben!"

Thesen.

1. In der Urzeit der Menschheit, wo Poesie, Religion, Philosophie und Naturansicht zusammenfielen, hatte man eine hohe Ansicht von den Thieren. Alle Religionen sind daher denselben freundlich gesinnt.

2. Im Alterthum ist Aristoteles, in der Neuzeit Leibniz der Begründer der Thierpsychologie.

3. Thier und Seele sind Korrelata. Thier ist ein Wesen, das eine Seele hat, d. h. eine sich durch Empfinden und Bewegen äussernde Beziehung auf Anderes behufs eigener Entwickelung.

4. Der Begriff der Seele ist auf verschiedene Stufen anwendbar, welche am Menschen hintereinander als ein Kontinuum, in der Thierwelt neben einander diskret auftreten.

5. Der Mensch gehört also zum Thierreiche, wie der Darwinismus lehrt; dennoch ist er grundwesentlich von den anderen Thieren verschieden durch die ganze Organisation (Skelett, Kopfbau, Gehirn, Gesichtswinkel) und seinen Geist.

Heynemann'sche Buchdruckerei (F. Beyer) in Halle a. S.

Aus dem

Philosophischen Verlag

von

C. E. M. Pfeffer (R. Stricker)

in Halle-Saale,
Neunhäuser 3/4.

1889.

Eucken, Rudolf, Die Philosophie des Thomas von Aquino und die Kultur der Neuzeit. Gr. 8°. (II u. 54 S.) ℳ 1,20.

Der berühmte Verfasser wendet sich gegen die Philosophie des Mittelalters, insofern dieselbe in unsern Tagen im Hinblick auf die Machtstellung Roms plötzlich wieder einmal nicht nur Duldung verlangt, sondern Herrschaft. Dagegen wird Thomas selbst innerhalb seines historischen Rahmens vollauf gewürdigt. Der doctor universalis hat in der That an einem Wendepunkt geschichtlichen Lebens Bedeutendes gewirkt. (Westermann's Monatshefte.)

Lucas, Franz, Die Methode der Eintheilung bei Platon. Gr. 8°. (XVI u. 308 S.) ℳ 6,80.

Die Methode der Eintheilung bildet ein Haupttheil der platonischen Dialektik. Eine selbstständige Darstellung hat ihr zum ersten Male der Verfasser zutheil werden lassen und er hat sie zu einem gedeihlichen und erschöpfenden Ende geführt. Die Aufgabe war keine leichte. Die Lösung derselben erforderte nicht etwa nur eine Besprechung der Dialoge, in welchen die Methode der Eintheilung besonders häufig angewendet wird, sondern eine Untersuchung aller uns unter dem Namen Platon's überlieferten Schriften. ..... Der Verfasser hat sich allen Anforderungen vollauf gewachsen gezeigt. (Blätter f. liter. Unterhaltung.)

Bressensé, Edm., Die Ursprünge. Zur Geschichte und Lösung des Problems der Erkenntnis, der Kosmologie, der Anthropologie und des Ursprungs der Moral und der Religion. Deutsch von E. Fabarius. 2. Auflage. Gr. 8°. (XX u. 446 S.) ℳ 4,50.

Dieses Werk des ausgezeichneten Pariser Theologen gehört zu den hervorragendsten apologetischen Leistungen der Gegenwart.
(„Beweis des Glaubens" und „Theolog. Litteraturbericht".)

Die sehr lehrreiche und belehrende Schrift bietet dem Leser eine solche Fülle gediegenen Inhaltes in einer geistreichen Behandlung, daß keiner sie ohne Gewinn wieder aus der Hand legen wird. (Deutsche Litteraturzeitung.)

Verfasser hat den Weg gezeigt, wie das freikritische Denken mit den Fundamenten des sittlich religiösen Glaubens, an welche sich jedwede wahrhaft menschliche Cultur anknüpft, in Einklang steht. (Philosophische Monatshefte.)

Wir wünschen dem Werke eine weite Verbreitung und knüpfen die Hoffnung, daß es geschieht, an die in der That ungewöhnliche Sicherheit, mit welcher der Verfasser seiner Aufgabe Meister geworden ist.
(Zeitschrift für Philosophie und philos. Kritik.)

Wir raten unsern Amtsbrüdern, namentlich in den Städten, sonderlich diejenigen auf dieses gediegene Werk aufmerksam zu machen, welchen die Zeit zu eingehenden philosophischen Studien fehlt, welche aber nach einer guten Waffe zur Widerlegung materialistischer Weltanschauung sich umsehen. In jedem Lesezimmer sollte es sich vorfinden.
(Litterarischer Wegweiser für das evang. Pfarrhaus.)

Schmitt, Eugen Heinr., Das Geheimniß der Hegelschen Dialektik, beleuchtet vom concret-sinnlichen Standpunkte. (Philos. Vortr. H. 15/17) (IV u. 144 S.) ℳ 3,60.

Diese Schrift (herausgegeben durch Prof. Lasson im Namen der Philosophischen Gesellschaft) ist das Werk eines Gerichtsschreibers in Ungarn, der ohne philosophische Meister und Schule mit wahrhaft tiefgründigem Verstande an seine Sache herangegangen ist. Die Schrift war zur Preisbewerbung 1884 bei der Philosophischen Gesellschaft in Berlin eingereicht und mit besonderer Auszeichnung genannt worden. Sie ist höchst lesenswerth, höchst ideenreich.
(Magazin f. d. Lit.)

Heydel, Rudolf, Der Schlüssel zum objektiven Erkennen. Gegen Kant und F. A. Lange. gr. 8°. VIII u. 112 S. *M* 2,25.

Die Schrift wendet sich zunächst gegen ein Hauptstück der Lehre Kants, welches besonders dazu gedient hat, die kritische Erkenntnislehre Kants zu begründen, und sodann gegen die Erweiterung, welche eben dasselbe Kantische Dogma durch den hauptsächlichsten Führer des modernen Neukantianismus, F. A. Lange, den berühmten Verfasser der „Geschichte des Materialismus", gefunden hat. Das positive Ergebniß ist der in der logischen Benutzung des Denkinhalts liegende Schlüssel zu einem wahrhaft objektiven, wenn auch nicht unbeschränkten Erkennen.

Der kritische Theil der Schrift trifft außer dem philosophischen auch das Interesse des Mathematikers, da er sich wesentlich auf das Verhältniß zwischen Logik und Mathematik bezieht.

von Wichert, Rudolf, Die ewigen Räthsel Populär-philosophische Vorträge, gehalten im Literarischen Verein zu Baden-Baden. Gr. 8°. 112 S. *M* 1,50.

Inhalt: I. Der Instinct (contra Darwin). II. Die Bedeutung des von R. Mayer entdeckten Gesetzes der Erhaltung der Kraft. III. Das Atom. VI. Das Problem der Sprache. V. Der Kampf um die Seele. VI Nothwendigkeit und Freiheit.

In anregender, lichtvoller und auch dem nicht philosophisch geschulten Leser leicht verständlicher Sprache behandelt der Verfasser wichtige philosophische und zwar vor allem naturphilosophische Probleme und vertheidigt — vom Standpunkte der Lotze'schen Philosophie aus — die Berechtigung einer idealistischen Weltauffassung.

Witte, J. H., Das Wesen der Seele und die Natur der geistigen Vorgänge im Lichte der Philosophie seit Kant und ihrer grundlegenden Theorien. Historisch-kritisch dargestellt. Gr. 8° (XVI u. 336 S.) *M* 7.—

Dieses Werk ist eine historisch-kritische Verständigung über die wichtigsten Grundprobleme der Psychologie und über deren Behandlung bei den seit Kant hervorgetretenen bedeutendsten Philosophen in Deutschland, England und Frankreich. Das Buch, dessen Hauptgegenstand der Kampf um das Wesen der Seele in der modernen Philosophie ist, enthält zugleich einen Überblick über die Systeme der bedeutendsten Vertreter aller seit Kant sich geltend machenden Hauptrichtungen philosophischen Denkens; ja, es werden gelegentlich die Theorien den hervorragendsten Denker der gesamten abendländischen Philosophie gestreift.

Ein durch seinen Gegenstand, wie durch die Behandlungsweise desselben gleich sehr anziehendes Buch; es verdient jede Empfehlung.

(Deutsches Wochenblatt.)

Witte, J. H., Sinnen und Denken. Gesammelte Abhandlungen und Vorträge aus den Gebieten der Litteratur, Philosophie und Pädagogik, sowie ihre Geschichte VIII. u. 220 S. *M* 5.—

Inhalt: I. Der Weltschmerz in der Dichtung und die Weltschmerzdichtung. II. Über Patriotismus und die sittliche Bedeutung des Staates. III. Über Fichte als Politiker und Patriot. IV. Die soziale Krisis in den höheren Ständen, die Organisation unseres Bildungswesens und die Idee eines Reichsbildungsamts. V. Über Friedrichs des Großen Verdienste um Erziehung und Unterricht. VI. Drei Kaufleute als hervorragende Männer der Literatur und Wissenschaft. (David Defoë, Benjamin Franklin und Moses Mendelssohn.) VII. Über Berufsbildung des Kaufmanns.

Verlag von C. E. M. Pfeffer (R. Stricker), Halle-Saale.

Zeitschrift

für

Philosophie und philosophische Kritik.

Im Verein mit mehreren Gelehrten

gegründet von

Dr. J. H. Fichte und Dr. H. Ulrici

redigirt von

Dr. Aug. Krohn und Dr. Rich. Falckenberg.

Erscheint jährlich in 2 Bänden von je 2 Heften. Preis des Bandes 6 Mark.

Erschienen sind 95 Bände.

Seit der Begründung dieser Zeitschrift durch den jüngeren Fichte und den nun ebenfalls verstorbenen H. Ulrici ist nahezu ein halbes Jahrhundert verflossen. In dieser Zeit haben sich auf geistigem Gebiete mancherlei Gährungs- und Klärungsprozesse vollzogen, und so manches litterarische Unternehmen ist nach einem ephemerischen Dasein durch die vorwärts drängende Entwickelung des Geisteslebens verschlungen worden. Für die in Rede stehende Zeitschrift giebt schon die stattliche Reihe von Bänden, zu der sie angewachsen ist, vollgültiges Zeugniß, in wie hohem Grade sie es verstanden hat, bleibend Werthvolles zu bieten, und wie triebkräftig, wie vordem so jetzt noch, die Grundgedanken sind, von denen sie getragen ist und die sie dem Durcheinander der Meinungen gegenüber vertritt. Nichtsdestoweniger muß anerkannt werden, daß unbeschadet ihrer Grundrichtung eine Aenderung in der Art und Weise, wie sie ihre Stellung zu den großen Problemen, die das Geistesleben bewegen, zum Ausdruck bringt, Bedürfniß ist. Vom 87. Bande an ist diese Aenderung in Aussicht gestellt: das Prinzip methodischen Ankämpfens, welches lange Zeit den Charakter der Zeitschrift bestimmt hat soll, da die von dem Journal vertretene Richtung im Geistesleben der Gegenwart als berechtigter Factor und in manchem Wesentlichen als stimmführend anerkannt ist, weniger in den Vordergrund gestellt, dagegen die Lösung einer durch die unabläßig weiterschreitende Entwickelung und kaum noch übersehbare Fülle der in's Detail gehenden Specialforschung nahegelegte Aufgabe angebahnt werden. Es handelt sich um die Inventarisirung des geistigen Besitzes der Wissenschaft in zwiefacher Beziehung: in historischer durch Erörterung des Historischen unter dem den weitesten Ueberblick ermöglichenden Gesichtspunkte einer Theorie der geschichtlichen Phänomene; sodann aber soll

— und das halten wir für ein sehr dankenswerthes Unternehmen — „sei es in fragmentarischen Skizzen, sei es in zusammenfassenden Uebersichten eine Orientirung des Lesers über die gegenwärtigen Gedankenbewegungen sine ira et studio“ — verursacht werden, und diese soll nicht allein den Stand der deutschen Wissenschaft, sondern auch die der zeitgenössischen ausländischen Philosophie in regelmäßigen Semestralrevüen charakterisiren. So würde sich die Zeitschrift in dieser Beziehung zu einer philosophischen Weltrevue erweitern.

Daß sie diese große Aufgabe, so weit dies überhaupt möglich ist, lösen oder doch ihrer Lösung nahebringen werde, dafür bürgt der Name der Herausgeber Prof. Krohn in Kiel und Prof. Rich. Falkenberg in Jena.

Wenn wir somit die allbewährte Zeitschrift denjenigen unserer Leser, welche Leben und Entwickelung der geistigen Interessen nach ihrer Wurzel hin unter die Oberfläche des bunten Gewirres der Meinungen und Erscheinungen des Tages zu verfolgen gewöhnt sind, warm an's Herz legen, so glauben wir, wir erfüllen auch ihnen gegenüber nur eine Pflicht.

„Nord und Süd.“

Herausgeber und Verleger haben das Bedürfnis empfunden, die Zeitschrift für Philosophie einer Umbildung zu unterziehen. Die Grundrichtung der Zeitschrift wird keine Aenderung erleiden, sie wird auch fernerhin Urkämpferin der idealistischen Weltanschauung sein. Das Programm wird durch die inzwischen erschienenen Hefte auf das Beste verwirklicht. Wer sich mit der philosophischen Bewegung der Gegenwart bekannt machen will, dem wird in der Zeitschrift für Philosophie die beste Gelegenheit geboten.

Allg. Deutsche Universitäts-Zeitung.

Wir haben seinerzeit von der Umgestaltung berichtet, welche diese altbewährte philosophische Zeitschrift im Jahre 1885 erfahren hat. Die dabei ausgesprochenen Erwartungen sind in Erfüllung gegangen. Die seitdem erschienenen Hefte zeigen neues, frisches Leben, und wenn es so scheinen will als ob die ursprüngliche Tendenz, welche im Jahre 1837 eine Reihe von Philosophen und protestantischen Theologen zur Gründung der „Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie“ zusammenführte, und die auch bei der Regeneration im Jahre 1847 zu einer „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik“ noch mehr oder weniger im Vordergrunde stand, nun mehr ganz verlassen sei und ganz andere Bahnen eingeschlagen worden seien, so erkennt eine unbefangene Ueberlegung doch sofort, daß das nicht die Folge einer wetterwendischen Anbequemung an den veränderungssüchtigen Zeitgeschmack ist, sondern davon, daß andere Zeiten die Wahrheit in andere Formen fassen und ihr durch andere Methoden gerecht zu werden suchen. — Die letzten Hefte geben ein Bild von der Vielseitigkeit und der durch dieselbe nicht beeinträchtigten Gediegenheit der Zeitschrift, welche, als stimmführend anerkannt, einer Empfehlung nicht weiter bedarf.

„Nord und Süd.“

Die Zeitschrift für Philosophie erscheint jährlich in 2 Bänden von je 2 Heften. Preis des Bandes 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Dreher, Eugen, Der Darwinismus und seine Consequenzen in wissenschaftlicher und socialer Beziehung. 117 S. *M* 2,25.

Das Werkchen empfiehlt sich durch klare und leicht faßliche Darstellung aller derjenigen Fragen, die sich an die Abstammungslehre knüpfen und wird so schon — ganz abgesehen von den neuen Gesichtspunkten, die es dem Denker erschließt — ein werthvoller Schatz für alle Diejenigen, die mit den wichtigsten wissenschaftlichen Problemen der Gegenwart vertraut bleiben wollen.

Küßner, Gustav, Kritik des Pessimismus. Versuch einer Theodizee. Gr. 8°. 54 S. Preis *M* 1,20.

Im Gegensatz gegen jede metaphysische oder theozentrische, die Realität und Unmittelbarkeit des Empfindens stets mehr oder weniger verflachende Behandlungsart dieser Frage, will vorliegendes Werkchen das Problem auf Grund der Gesetze des Werturteiles vom anthropozentrischen Standpunkte aus untersuchen. Der erste Teil enthält eine Kritik des Pessimismus im engeren Sinn; der zweite einen Beweis des Optimismus; in beiden hat sich der Verfasser bemüht alle Uebel unverkümmert und ungemildert zur Sprache kommen zu lassen und indirekt und direkt ihre Notwendigkeit für den Menschen selbst nachzuweisen.

Müller, Moritz, sen. in Pforzheim. **Die Fortsetzung unseres Lebens im Jenseits.** Vertheidigt gegen die rabiate Unsterblichkeitsläugnerei. gr. 8°. 109 S. *M* 1,80.

Die Fragen, welche den bekannten Verfasser in dieser Schrift beschäftigen, sind vor allen die beiden folgenden, ob im Glauben an ein Fortleben nach unserm irdischen Tode mehr Sinn und Verstand liege, als im Glauben des Gegentheils; ferner, wie ein solches Fortleben auch als möglich gedacht werden könne, ohne daß man mit Vernunft und Wissenschaft in Widerspruch gerathe. Der Verfasser behandelt diese und die damit verbundenen Fragen so, daß er niemals behauptet, einen theoretischen Beweis für die Unsterblichkeit erbringen zu können, sondern beim Glauben daran stehen zu bleiben erklärt, aber diesen als einen vernünftigen, mit den Thatsachen des natürlichen wie des sittlichen Lebens in Uebereinstimmung stehenden darlegt. Er beruft sich dabei auf gewichtige Autoritäten, deren Ausführungen oder Sentenzen er beibringt, wie namentlich die von Göthe, Gauß, Ulrici, Lotze, Perty, Heinr. Heine; das Interessanteste des populär gehaltenen Buches möchte aber die Polemik sein, mit welcher er die „rabiaten" Unsterblichkeitsläugner trifft. Nun ist allerdings im Allgemeinen nicht schwer, diesen Herren nachzuweisen, wie unbegründet ihre „wissenschaftlichen" Voraussetzungen und wie unmethodisch ihr Verfahren sei, aber unser Verfasser thut es mit so viel Scharfsinn und Humor, daß man seine kurzen kräftigen Entgegnungen mit Vergnügen liest. Ueberall macht sich bei ihm eine edle und gesunde, dabei vorurtheilsfreie Gesinnung geltend, von der man nur wünschen möchte, daß sie zahlreiche Nachfolger und weite Verbreitung fände. (Philosoph. Monatshefte.)

Schellwien, Robert, Optische Häresien, erste Folge und das Gesetz der Polarität. Gr. 8°. VII. 108 S. 2,60 *M*

Im Anschluß an seine „Optische Häresien" (1886 im gleichen Verlage erschienen. Preis 2,60) und frühern Werke entwickelt der Verfasser ein inductives Causalitäts- und Polaritätsgesetz und liefert an der Hand dieses Gesetzes eine eingehende Interpretation der elektrischen und der optischen Erscheinungen, der letzteren großentheils auf Grund eigener Beobachtungen und Versuche. Den Schluß bildet eine auf innere Erfahrung gestützte Abhandlung über die That des Sehens. Der Verfasser hält in diesem, wie in seinen frühern Werken, an dem Grundsatze fest, daß wir eine Natur ohne Geist nicht kennen, und Natur und Geist nur verschiedene Functionen von Einem sind. Sein philosophischer Standpunkt läßt sich bezeichnen als: empirische Identitätsphilosophie im Gegensatz sowohl zum Dualismus von Geist und Natur, als zur mechanischen Atomistik.

Verlag von C. E. M. Pfeffer (R. Stricker), Halle-Saale.

Philosophische Vorträge.

Prospectus.

Die Philosophische Gesellschaft zu Berlin wählt vorzugsweise solche der in ihrer Mitte gehaltenen Vorträge aus, welche Fragen von allgemeinem Interesse behandeln und die Darstellung wird sich so halten, dass sie auch für das grössere gebildete Publicum verständlich sein wird.

Der wesentliche Unterschied dieser philosophischen Publicationen vor allen sonst erscheinenden liegt darin, dass sie nicht wie letztere ohne Ausnahme, blos die Darstellung eines einzelnen Mannes über eine philosophische Frage bieten, sondern zugleich eine daran sich schliessende Diskussion einer erheblichen Anzahl anderer Mitglieder.

Es ist unzweifelhaft, dass durch diese mündlichen Vorträge und Entgegnungen die Betreffenden genöthigt werden, ihre Ansichten in deutlicherer und bestimmterer Weise vorzutragen und dass die Kernpunkte der Differenzen hier viel schärfer und klarer zum Vorschein kommen, als in einseitigen in der Studirstube ausgearbeiteten Schriften und Gegenschriften. Kein Redner vermag sich hinter dem Nebel seines Systems zurückzuziehen; er muss dem Gegner in kurzen Worten Rede stehen und der unbefangene Zuhörer und spätere Leser wird damit viel leichter in den Stand gesetzt, die Stärke und die Schwächen der einzelnen Richtungen der Philosophie zu erkennen, und sich selbst ein klares Urtheil zu bilden.

Die Philosophischen Vorträge erscheinen in Serien zu je 6 Heften, jedes Heft umfasst 3—4 Druckbogen.

Der Subscriptions-Preis einer Serie von 6 Heften beträgt M. 5,40. Einzelne Hefte kosten je M. 1,20.

— Inhaltsübersicht umstehend. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von C. E. M. Pfeffer (R. Stricker), Halle-Saale.

Philosophische Vorträge

herausgegeben von der

Philosophischen Gesellschaft zu Berlin.

Neue Folge.

In Serien zu je 6 Heften.

Serien-Ausgabe: Bei Subscription auf 6 aufeinanderfolgende Hefte einer Serie à Heft M. 0,90.

Einzel-Ausgabe: Bei Einzel-Bezug à Heft M. 1,20.

Die „**Philosophischen Vorträge**“ erscheinen in Serien zu je 6 Heften.

Es liegen vor:

I. Serie:

Heft 1. **Frederichs**, Ueber das realistische Princip der Autorität als der Grundlage des Rechts und der Moral.

Heft 2. **Michelet**, Herbert Spencer's System der Philosophie und sein Verhältniss zur deutschen Philosophie. — **Rau**, Ueber das Princip des Schönen in der Kunst.

Heft 3. **Lasson**, Die Entwickelung des religiösen Bewusstseins der Menschheit nach E. v. Hartmann.

Heft 4. **v. Kirchmann**, Ueber die Anwendbarkeit der mathematischen Methode auf die Philosophie.

Heft 5. **Kahle**, A. Lasson's System der Rechtsphilosophie in seinen Grundzügen beurtheilt.

Heft 6. **Focke**, Ueber das Wesen der Seele.

II. Serie:

Heft 7. **Dreher**, E., Ueber den Zusammenhang der Naturkräfte.

Heft 8. **Michelis**, Ueber die Bedeutung des Neuplatonismus für die Entwickelung der christlichen Speculation — **Heydebreck**, A. v., Ueber den Begriff der unbewussten Vorstellung.

Heft 9. **Lasson**, und **Meineke**, J. H. v. Kirchmann als Philosoph.

Heft 10. **Lasson**, Der Satz vom Widerspruch.

Heft 11. **Runze**, G., Die Bedeutung der Sprache für das wissenschaftliche Erkennen.

Heft 12. **Engel**, G., Über den Begriff der Klangfarbe.

III. Serie:

Heft 13. **Stuckenberg**, I. H. W., Grundprobleme in Hume.

Heft 14. **Dreher**, E., Natur und Kunstgenuss.

Heft 15—17. **Schmitt**, E. H., Das Geheimniss der Hegelschen Dialektik.

Heft 18. **Kirchner**, F., Über den Zufall.

IV. Serie:

Heft 19. **Zöller**, E., Der Gottesbegriff in der neueren schwedischen Philosophie, mit besonderer Berücksichtigung der Weltanschauungen Boströms und Lotzes.

Heft 20. **Frederichs**, Ueber den Schelling'schen Freiheitsbegriff.

Heynemann'sche Buchdruckerei (F. Beyer) Halle